

Predigt

von Dr. Rainer Oechslen

*Ein Psalm Davids, als er vor seinem Sohn Absalom floh.
Ach HERR, wie sind meiner Feinde so viel
und erheben sich so viele gegen mich!
Viele sagen von mir: Er hat keine Hilfe bei Gott.
Aber du, HERR, bist der Schild für mich,
du bist meine Ehre und hebst mein Haupt empor.
Ich rufe mit meiner Stimme zum HERRN,
so erhört er mich von seinem heiligen Berge.
Ich liege und schlafe und erwache;
denn der HERR hält mich.
Ich fürchte mich nicht vor vielen Tausenden,
die sich ringsum wider mich legen.
Auf, HERR, und hilf mir, mein Gott!
Denn du schlägst alle meine Feinde auf die Backe
und zerschmetterst der Gottlosen Zähne.
Bei dem HERRN findet man Hilfe.
Dein Segen komme über dein Volk!*

Psalm 3

Liebe Gemeinde!

„HERR, du schlägst alle meine Feinde auf die Backe.“

Vor ein paar Wochen besuchte ich ein Frauenkloster. Die Nonnen beten nach der Regel des heiligen Benedikt einmal in der Woche alle einhundertfünfzig Psalmen durch – auch den Vers von dem Gott, der Ohrfeigen austeilt. In der katholischen Einheitsübersetzung der Bibel heißt es da noch deutlicher und härter: *„Denn all meinen Feinden hast du den Kiefer zerschmettert.“* Für die Gäste des Klosters hielt die Äbtissin einen Vortrag über die Spiritualität der Benediktiner und Benediktinerinnen. Mitten im Vortrag sagt sie: *„Wie wohl tut es, wenn man einmal sagen darf: All meinen Feinden hast du den Kiefer zerschmettert.“* Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: *„Gott erhört dieses Gebet sowieso nicht, denn er liebt ja die anderen genauso wie mich. Aber sagen darf ich ihm, wie sehr sie mir auf die Nerven gehen.“*

„HERR, du schlägst alle meine Feinde auf die Backe.“

Zweiundzwanzig Frauen leben in diesem Kloster zusammen, Frauen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft. Sie begegnen sich bei den Gebeten, den

Mahlzeiten, bei der Arbeit und in der Freizeit. Zweiundzwanzig Frauen, die einander nicht ausgesucht haben, die in der Regel nicht miteinander befreundet wären, lebten

sie außerhalb des Klosters. Nun sind sie zusammengespannt für ein ganzes Leben. Da langweilt vielleicht die eine Schwester mit ihren immer gleichen Geschichten, die andere lacht zu laut und die dritte hat nicht das rechte Benehmen bei Tisch. Und das alles Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat...

Feindschaft ist nicht immer eine Sache von Gewehren, Granaten und Panzern. Feindschaft kann entstehen aus unzähligen alltäglichen Kleinigkeiten und kann sich sammeln und aufstauen zu einem See voll Zorn, größer als der Bodensee.

Da betet die Äbtissin, da beten ihre Schwestern: *„All unseren Feinden hast du den Kiefer zerschmettert“* – und sie wissen zugleich: Gott wird dieses Gebet nicht erhören, denn er liebt den Menschen, der mir Tag um Tag auf die Nerven geht, gerade so wie mich.

„HERR, du schlägst alle meine Feinde auf die Backe.“

Benediktinern und Benediktinerinnen haben reichlich Gelegenheit zum Gebet gegen ihre Feinde. Vor Jahren habe ich einmal gezählt und fand in den einhundertundfünfzig Psalmen das Wort „Feind“ achtundachtzigmal, „Widersacher“ sechzehnmal und „Verfolger“ sechsmal.

Allerdings: Die Psalmen, die wir Protestanten beten, die etwa abgedruckt sind im Anhang unseres Gesangbuches, sind gestutzt, sind so lange gekürzt, bis von der Feindschaft kaum noch die Rede ist. Und nicht nur im Anhang ist unser Gesangbuch geschönt. Da finden wir etwa das Lied „O Durchbrecher aller Bande“. Doch die zweite Strophe fehlt nun:

„Herr zermalme, brich, vernichte
alle Macht der Finsternis.
Unterwirf sie dem Gerichte,
mach des Sieges uns gewiss.“

Es scheint, als habe die evangelische Kirche von heute keine Feinde mehr. „Herr zermalme, brich, vernichte“ will sie nicht mehr singen. Ich kann das verstehen, wenn ich etwa an die Zeit des Ersten Weltkrieges denke. Damals wimmelte es in den Predigten nur so von Feinden, von Sprüchen wie „siegreich woll'n wir Frankreich schlagen“ oder „Gott strafe England“. Es galt in der Kirche als selbstverständlich, dass die Kriegsgegner Deutschlands auch unsere Feinde, ja sogar Feinde Gottes seien.

Der erste Weltkrieg und die Folgezeit mit dem neuen, noch schlimmeren Krieg, haben Europa in eine ungeheure Katastrophe gestürzt. Danach konnte es nicht so weitergehen wie zuvor. Ein neuer Anfang war nötig – auch in den Kirchen. Von den Feinden und der Feindschaft musste nun anders geredet werden als zuvor.

Anders ja. Aber überhaupt nicht mehr?

Gab es nun keinen Ärger mehr, keine Kleinlichkeiten im Alltag, keinen Zorn, keine Aggression, keine Feinde? Natürlich gab und gibt es das alles noch: in Klostergemeinschaften und in Familien, am Arbeitsplatz und in der Politik. Und nicht nur den kleinen, alltäglichen Ärger gibt es, sondern auch den großen. Es gibt noch die Frau, die von ihrem Mann verlassen wird und diesen Verrat nicht verzeihen kann, auch nach zwanzig Jahren nicht. Es gibt die Schwester, die – längst erwachsen – immer noch das Gefühl hat, sie sei in ihrer Familie benachteiligt worden. Sie fühlt sich wie ein Stiefkind und kommt nicht darüber hinweg. Es gibt noch den Sohn, der eine unbändige Wut gegen seine Eltern hat, auch als erwachsener Mann, und der nicht weiß, wohin mit seiner Wut.

Gehen wir über die Beziehungen in der Familie hinaus. Vor vier Wochen war das Gedenken an das Massaker von Srebrenica in Bosnien. Wenigstens achttausend muslimische Männer wurden am 11. Juli 1995 ermordet, wahrscheinlich noch viel mehr. Zur Gedenkfeier kam auch der jetzige serbische Ministerpräsident Aleksandar Vučić. Er wollte sich verneigen vor den Gräbern, aber von einem Völkermord wollte er nicht reden. Mit wütendem Geschrei und mit Steinwürfen vertrieben ihn die bosnischen Muslime aus der Gedenkstätte.

Und dieser Zorn, diese aufgestaute Wut, diese tiefen Verletzungen sollen keine Sprache finden in der christlichen Gemeinde? All der Kummer, all das Unrecht und der daraus folgende Hass sollten verschwiegen werden in unseren Gebeten?

Das kann nicht sein.

„HERR, du schlägst alle meine Feinde auf die Backe.“

Es könnte sein, dass jemand jetzt denkt: „Der Prediger redet sich leicht. Er weiß nicht, welche Wucht aufgestauter Zorn haben kann.“

Doch, ich weiß es, ich ahne es zumindest. Ich weiß: Wirklicher Zorn ist ein Gefühl, das Mitmenschen Angst macht, große Angst manchmal. Ich vermute: Wäre ich vor vier Wochen in Srebrenica gewesen, ich hätte mich gefürchtet vor den tiefen Wunden der Muslime und vor ihrem Zorn.

Gerade deshalb glaube ich, dass wir die Psalmen beten sollten, die ungekürzten, ungeschönten Psalmen, auch die Verse, die von Wut und Zorn und von den Feinden sprechen. Wir sollten sie beten stellvertretend für all' die, die unter ihren Verletzungen verstummt und verzweifelt sind. Wir sollten sagen *„HERR, du schlägst alle meine Feinde auf die Backe.“* – dann eine Pause machen, eine lange Pause vielleicht – und fortfahren „Mein Gott, ich danke dir, dass du dieses Gebet nicht erhörst.“

„HERR, du schlägst alle meine Feinde auf die Backe.“

Ich habe begonnen mit dem Wort einer Äbtissin. Schließen möchte ich mit der Geschichte eines Papstes, der gezeigt hat, wie ein Christ sich auf elegante und zugleich christliche Weise an seinen Feinden rächen kann.

Ich spreche von Angelo Giuseppe Roncalli, der in seinen letzten Lebensjahren Johannes XXIII. hieß. Sein langjähriger Sekretär Loris Capovilla gab nach seinem Tod seine Tagebücher heraus und schrieb in der Einleitung: Kennzeichen Roncallis sei gewesen „seine ständige Demut vor Gott und sein klares, so bestürzend klares Bewusstsein seines eigenen Wertes vor den Menschen“.

Roncalli, lange Jahre Diplomat im Dienst des Vatikans, hatte einen Feind, der ihn immer wieder demütigte. Das war Eugenio Pacelli, Papst Pius XII. 1958 haben die Kardinäle es so gewollt, dass Roncalli sein Nachfolger wurde. Pacelli, dieser stolze Römer konnte mit dem Bauernsohn aus Sotto il Monte bei Bergamo nichts anfangen. Ich war einmal dort: Es ist wirklich ein unscheinbares Dorf. Die beiden Männer unterschieden sich auch äußerlich: Pacelli groß und asketisch, fast hager. Roncalli klein und rundlich, wie man sich einen italienischen Dorfpfarrer vorstellt. Auf älteren Bildern hat er oft eine Zigarre im Mund; erst als er Papst wurde, fotografierte man ihn stets als Nichtraucher. Roncalli wurde auf unbedeutende Posten gesetzt, in Sofia in Bulgarien etwa und später in Ankara in der Türkei, wo es fast keine Katholiken gab.

Im Herbst 1944 aber, nach dem Ende der deutschen Besetzung Frankreichs und der Vichy-Republik, brauchte man Roncalli. Er wurde als Nuntius nach Frankreich geschickt. Man wählte den ungeliebten Mann, weil der Papst durch die Besetzung des Postens mit diesem Tölpel sein Missfallen an der französischen Regierung ausdrücken wollte – einerseits. Andererseits wusste auch der Papst, dass der dicke kleine Bischof ein wunderbares Geschick für den Umgang mit schwierigen Gesprächspartnern hatte. Die französische Regierung hatte die Mehrheit der französischen Bischöfe der Kollaboration mit dem Faschismus bezichtigt und Abberufungen verlangt. Das wollte der Papst nicht.

Wie es üblich war, bekam Roncalli vor der Abreise noch eine Audienz beim Papst. Damals galt noch das alte Zeremoniell: Roncalli machte also seinen dreifachen Kniefall vor dem Papst: unter der Tür, in der Mitte des Raums, vor dem Stuhl des Papstes. Dann eröffnete Pacelli das Gespräch mit der Mitteilung, dass er leider nur sieben Minuten Zeit habe. „In diesem Fall, Heiligkeit, sind die übrigen sechseinhalb Minuten überflüssig“ sagte Roncalli und verabschiedete sich. Das sagte er zu dem Mann, der für ihn die höchste Autorität auf Erden war – und zugleich eben auch sein Feind.

Ich glaube, so geht es zu, wenn Gott unseren Feinden auf die Backe schlägt. Und ich wüsste nicht, warum wir darum nicht bitten sollten. Amen